

(Nachdruck verboten.)

92]

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

8.

Lépine, der Polizeipräfekt herrschte über Paris. Er stürmte die Arbeiterbörse. Die Schutzleute, den Parisern so wie so schon verhaßt, benahmen sich so brutal, wie es nur unter den duldbenden Augen eines solchen Chefs möglich ist.

Die Algérienne war wütend.

„Man müßte sich an die Spitze der Arbeiter stellen, heißen, kränzen, töten,“ sagte sie. „Die Männer anfeuern, sich hingeben für einen Dolchstoß! Ah — wie es in mir zittert! Töten könnt ich ihn, diesen Tyrannen!“

Philipp war es ein Genuß, sie so zu sehen: sie war ganz Bestie. Sie bog und krümmte sich, sie fletschte die Zähne, und das Weiße ihrer Augen wurde rot unterlaufen. Er hätte sie gar zu gerne noch weiter gereizt, aber er wußte nicht, wie anfangen.

Plötzlich sagte sie: „Wir gehen hin!“

Im ersten Augenblick erschrak er.

„Du hast Furcht?“ fragte sie höhniisch.

Sie gingen die Rue St. Denis hinter und gingen die Boulevards entlang bis zum Place de la Nation. Hier war alles mit Schutzleuten besetzt, alle Aus- und Zugänge, die Straßenübergänge und der Bürgersteig. Man konnte keine zehn Schritte gehen, ohne daß man von den Polizisten einen Stoß erhalten hatte. Beständig schrieen sie einem das „Weitergehen! Weitergehen!“ in die Ohren, ohne daß man stehen geblieben wäre. Philipp hatte seine liebe Not, daß die Algérienne keinem an die Gurgel fuhr. Sie sagte beständig: „Wenn ich einen Dolch hätte! Zu Hause bei uns —“

Der kleine Herr Lépine dirigierte seine Banden. Die Offiziere machten sich geschäftig.

Aus der Börse kamen Arbeiter. Sofort fielen Polizisten über sie her, engten sie ein und trieben einige zurück, andere vor sich her.

Herr Lépine schmunzelte.

Man führte Arretierte in die Kaserne am Place de la Nation. Die Angestellten des roten Kreuzes sprangen herbei und halfen Verwundete transportieren, Mitglieder der Heilsarmee traten in Tätigkeit. Militär rückte an, berittene Schutzleute lösten einander ab. Passanten liefen eilig nach den Seitenstraßen und flohen in die Hauseingänge. Die Polizisten ihnen nach, „Häufte und Füße voraus“, wie der Pariser treffend tarrifizierend sagt.

„Der erste, der mich anrühren wird!“ sagte die Algérienne.

Philipp hatte nun keine Angst mehr, die Sensation, der er sich hingab, war zu stark.

Sie waren in einen Knäuel eingeschlossen, der von Schutzleuten umringt war.

„Der erste —“ zischte beständig die Algérienne.

Da hörte Philipp deutsch reden neben sich. Mirim nahm ihn am Arm.

„Kommen Sie, Doktörchen,“ sagte er, „es hat keinen Zweck. Und Sie sind bestimmt nicht angemeldet. Kommen Sie! Und das ist die Kleine? Wo haben Sie denn diese wilde Krage aufgegabelt? Kreuz, Gewitter, ist das ein Raubtier!“

Er zeigte den Schutzleuten seine Karte und konnte passieren. Als sie in Sicherheit waren, fauchte die Algérienne:

„Warum sind wir nicht drin geblieben? Ich hätte einem Schutzmann mit meiner Hutnadel die Kehle durchgestochen. Dem ersten, der mich angerührt hätte!“

„Es wäre nicht klug gewesen von Ihnen, Madame,“ sagte Mirim.

Sie maß ihn von oben bis unten.

„Feigling!“ zischte sie. „Komm,“ sagte sie zu Philipp, „gehen wir!“

Philipp wollte sich bei Mirim entschuldigen.

„Aber gehen Sie, Doktörchen, ich kenne das. Das ist Temperament. Und diese scheint eine Algerierin zu sein. Böse Rasse. Die reinsten Bestien. Geben Sie Acht, die heißt Ihnen die Gurgel ab, als wär's ein Butterbrot. Ich freue mich nur, Sie in Sicherheit zu wissen.“

Mirim ging nach dem nächsten Telegraphenamt. Die Algérienne stand vor einem Ladenspiegel und ordnete ihr Haar.

„Du bist auch ein Feigling,“ empfing sie Philipp. „So heulen bei uns die Schakale, wie der gesprochen hat. Ist das eine Sprache? Das ist Geheul. Oh, meine Ohren.“

„Es ist meine Muttersprache,“ verwies sie Philipp streng.

„Deine Muttersprache! Du brauchst nicht stolz auf sie zu sein. Spricht Ihr sie auch, wenn Ihr liebt?“

„Aber natürlich — und sie ist schön in der Liebe!“

„Oh, meine Ohren, oh, meine Ohren!“ rief sie, hielt sich die Ohren zu und lief ein paar Schritte davon.

Ein paar Leute, die sie sahen, lachten.

Sie war ganz Kind — und Philipp freute sich und lachte ebenfalls.

Zu Hause überlegte sich Philipp die Vorgänge der letzten Tage. Der Polizeipräfekt hatte heute zum zweiten Male seine bestialischen Gorden stürmen lassen. Blut war in der Arbeiterbörse geflossen.

Die Abendblätter werden ausgerufen. Sie enthalten detaillierte Erzählungen. Sie enthalten in Sperrdruck die Mitteilung, daß die Polizisten das Blut, das sie auf der Treppe der Arbeiterbörse vergossen, selbst abgewaschen haben. Sie enthalten Lépinés Erklärungsschreiben an den Minister, tausend Entschuldigungen, und alles eine Anklage.

Der erste Versuch war Philipp nicht gelungen, man hatte ihm seine Berichte zurückgeschickt. Aber jetzt ist er nicht entmutigt. Er hat das Gefühl, einen großen Moment miterlebt zu haben, einen historischen Moment, in dem der Puls der Entwicklung deutlicher geschlagen und die Psychologie des Werdens sichtbar geworden. Die Algérienne versteht davon nichts — sie liest die Skandalgeschichten in der Zeitung. Dann entkleidet sie sich und tanzt. Sie tanzt wunderbar. Aber Philipp sieht ihr ruhig zu, ohne hingerissen zu werden. Es ist etwas anderes stärker in ihm. Er nimmt Feder und Papier und schreibt: „Die Polizeischlacht“. Die Algérienne tanzt. Er läßt sich nicht von seiner Arbeit abbringen. Schließlich fällt sie über ihn her, krast und beißt. Er raust mit ihr. Sie zischt und röchelt. Er packt sie und zwingt sie auf das Bett nieder. Er hält sie fest — ihre Augenlider gehen hoch, und ein Leuchten liegt auf ihrem Antlitz, in dem sich alle Wildheit und alle Instinkte zu einem Ausdruck sammeln: zu einem furchtbaren, gellenden, verzerrten Lachen. Sie umschlingt ihn wie eine Schlange, sie beißt ihm in die Lippen, sie krast ihm in die Wangen — und sie lacht dabei ein graufames, jubelndes Lachen, wie ein Geierschrei, wie ein Schatallgeheul, wie ein heiseres, gieriges Brüllen. Aber dann nimmt er sie mit einem festen Griff und löst sie von sich und bettet ihren nackten Körper sanft und leise in die Kissen. Sie ist matt und folglosam wie ein Kind. Dann setzt er sich hin und schreibt seinen Bericht weiter:

„Es gehen Geister um, die Geister der Toten, die immer lebendig sind, die Polizisten haben in der Arbeiterbörse das Blut abgewaschen, das sie da vergossen haben, aber Blut läßt sich nicht abwaschen. Es ist ein dumpfes Murmeln, das von unten tönt — manchmal nur wird es lauter und klingt herauf als alter Freiheitsfang, als die Internationale, als Schwur der Rache und des Hasses, als Forderung des Rechtes — und der Gefang, wie oft man ihn bei anderen Gelegenheiten auch gehört haben mag, heute schneidet er schärfer durch die Luft, heute ist ein anderes in ihm, das ist dumpf bald und unterdrückt, bald freischend und ohnmächtig knirschend, bald ist es wahnwitziger Schrei. „Direkte Aktion“ ruft es — und eine leise, leise Stimme der Mäßigung schwebt darüber, leise, leise. Wehe, wenn sie nicht mehr gehört wird! „Pini, Lépine!“ ruft es, und „Mörder, Mörder!“ — und es ist eine verzweifelte Ohnmacht darin, die sich schon zu Macht auswachsen

## Die familie Krage.

Von Johann Skjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Feldt.

I.

Will, die an Fesseln rüttelt, die der Verzweiflung Waffen gibt, die den Geist erhitzen! Die Stimme der Mäßigung, leise und leise, und das Rassel: der Säbel und Gewehre, der Fußschlag der Pferde, die Kommandorufe klingen darüber. Es geht ein Geist um, den sie wachgerufen mit Blut und Waffen, der Geist, der vor mehr als hundert Jahren aufgestanden und ein Riese war, der Geist, der wiederkehrt, so oft die Ohnmacht des Volkes die Fesselung nicht mehr ertragen kann. Der Odem dieses Geistes weht durch die Straßen von Paris. — Lépine spielt Napoleon, Er hält Heerschau. Hinter ihm die Reihen der Polizisten, zu Pferd, die doppelten Reihen der Municipalgardisten, Gewehr bei Fuß, die Gruppen der Schutzleute. Das kleine Männchen ist mächtig. Hüte dich, Volk — ein Wint von Napoleondänen und — „Säbel heraus!“ Du bist massakriert, du Kanaille. Die Pferde bäumen, die Klängen sausen durch die Luft, die Revolver knallen los, die Bajonette wühlen in die Menge — Wehrlose schreien, Kinder werden zertreten, Greise werden niedergeworfen, Frauen zusammengehockelt, Kräftige werden zu Krüppeln geschlagen, Blut fließt auf dem Straßenpflaster, Blut lebt an den Waffen. Blutende werden davongetragen, Sterbende aufgehoben, Jammernde aufgefangen. Und weiter wird gestürmt. Die Arbeiterbörse wird erobert. Das Geldstück setzt sich fort: die Vielen fallen über die Wenigen her, die Bewaffneten über die Wehrlosen. Allen voraus der kleine Gernegroß Lépine — Napoleon an der Spitze seines Heeres, zappelnd, gestikulierend und — seiner Scharen nicht mehr Herr!

Hat da nicht die Bastille gestanden? Steht da nicht nahe die Julisäule — und ist nicht in der Nähe die Statue der Freiheit und der Republik errichtet — und rings in den Gassen, wacht da nicht die Erinnerung auf und weckt die Geister? Wie kann Paris, wie kann das Volk der Freiheit seinen Polizeipräsidenten das Unerhörte wagen lassen! Muß denn das Volk den Mann nicht richten? Fragt es sich nicht einzig noch um die Größe der Schuld, um das Maß der Strafe? Ist das Volk nicht mehr dasselbe wie damals und kann nicht plötzlich die Stimme eines Camille Desmoulin aus seinen Reihen tönen!

Wenn weiter Blut fließt, das vom Volke vergossen, so kommt es der Regierung ins Schuldbuch, wie alle Revolutionen nicht dem Volke, sondern der Regierung im Schuldbuch stehen.

Ein knirschendes Murren tönt von unten herauf — noch schwebt eine leise Stimme der Vernunft darüber. Aber die Zeit hat einen Schritt getan. Wir waren Zeugen eines ihrer Schritte, wie auch das Resultat sei, wann es auch sei. Wir sahen, daß Blut geflossen. Es ist von der Gewalt vergossen, es ist am Rechte vergossen. Dafür muß einmal die Sühne folgen, wann oder wo. Wir waren Zeugen, da die Zeit einen Schritt getan — und eines Tages werden wir sehen, welchen Weg sie gegangen. Und es wird ein Weg sein! —

Er hatte sich ganz heiß geschrieben und lehnte den Kopf in die Hand.

Die Algérie hatte sich völlig ruhig verhalten. Nun stand sie auf, verhüllte sich und trat zu ihm hin.

„Ich hasse Dich,“ zischte sie ihm ins Ohr. Dabei fuhr ihm ihre Hand übers Antlitz und ließ fünf rote breite Blutrisse darauf.

Der Schmerz im Gesicht riß Philipp in die Höhe. Er warf sich über die Algérie und hielt ihr die Hände fest. Sie war so wild, so rasend geradezu, daß er für sich fürchtete. Je mehr sie tobte, umso ruhiger mußte er bleiben. Sie trat und spie gegen ihn. Aber er behielt sie fest im Auge und parierte jeden Angriff. Schließlich wurde sie müde. Ihre Glieder wurden schlaff. Aber Philipp war auf seiner Hut. Vielleicht war es nur ein Trick von ihr. Unmerklich ließ er lockern. Sie reagierte nicht. Ein Weniges mehr — sie blieb noch schlaff liegen.

Da hob er sie auf und trug sie wieder auf das Bett. Kaum war sie gebettet, so schnellte sie in die Höhe und umschlang ihn, küßte ihn und murmelte süße Schmeichelnamen. Sie strich über seinen Scheitel, sie strich heilend über die blutigen Kratzwunden in seinem Gesicht und küßte die roten Striche längs. Und sie zog ihn tiefer und tiefer zu sich.

(Fortsetzung folgt.)

1)

Wenn irgend jemand den Beweis dafür erbringen könnte, ein Recht auf das Einatmen der Luft zu haben, dann müßten es die Häusler der Torupper Dünen sein. Sie hatten nämlich sozusagen selber die Erde geschaffen, von der sie lebten, und niemand hatte ihre wegen das Feld räumen müssen — ausgenommen das Wild, das Heidelkraut und die Heidelbeeren.

Aber die Erde der Dünen ist nicht fett. Sie gibt nur kurze Halme, trockne Sparren von den Büschen und mageres Fleisch auf dem Vieh. Bei den Häuslern hier draußen sah man auch keine weichen, runden Formen wie anderswo. Hier fand sich keine Wohlbeleibtheit, die dem Tun eines Mannes eine gewisse soziale Sicherheit verleiht und den Preis des Schlachtviehs erhöht. Was hier draußen lebte, war mager, sehnig und Knochenstark, sowohl Mensch als Vieh.

Nüchtern war auch das geistige Leben des Dünenbewohners. Es gab nicht viel verschiedene Dinge, die vor seinem engebegrenzten Horizont auftauchten. Und was sich außerhalb dieses Kreises in der Ummelt rührte und regte, lag für ihn eingehüllt in einen dichten Nebel, aus dem nur regelmäßig eine Hand hervortauchte, die Zehnten, Steuern und Abgaben nahm — so wie der Fuchs auch in gewissen Zwischenräumen ihm seine Gänse und Lämmer holte. —

Unter den Häuschen hier draußen, die arme Ansiedler sich im Laufe der Jahre erbaut hatten, war auch das Haus der familie Krage. Dort drinnen auf der Tenne stand eines Nachmittags Anders Krage und schnitt Stroh auf einer altmodischen Häckselmaschine, wobei der Häcksel immer stoßweise über das Messer herabrieselte. Er war sehr groß und sah dabei fast schwächling aus, doch lagen die Sehnen und Muskeln gleich straff gespannten Seilen unter der Haut. Sein Gesicht war länglich mit zwei kleinen Bartgotteln auf den Wangen; er hatte dünne, fest aufeinander schließende Lippen und graue Augen mit einem scharfen Blick.

An der Eingangstür, die er geöffnete hatte, um besser sehen zu können, kamen zwei, drei Hunde vorbeigelaufen und gleich darauf hörte er ganz in der Nähe drei, vier Schüsse knallen. Da ließ er das Häckselmesser fallen und schritt auf ein kleines Seitenfenster der Scheune zu. Nachdem er die Spinnweben mit dem Finger entfernt hatte, sah er, daß es eine ganze Jagdgesellschaft war, die sich in der Nähe seines Hauses aufhielt.

„Na, soll das Gerenne nun wieder losgehen!“, murmelte er mit einer Stimme, deren Klang an das Rascheln trocknen Stroh's gemahnte.

Anders schaute auf die Gamaschen, die geflochtenen Hundepfeilschen, die Jagdjoppen — und nach und nach trat ein leises Lächeln auf seine Züge, als hätte er eine Schar von Gauklern und Bajazzos vor Augen. „Ach, du lieber Gott! Michel Peter hat sich auch eine Tasje mit Franssen zugelegt, he, he!“ lachte er vor sich hin.

Aber nach und nach nahm sein Gesicht einen anderen Ausdruck an. Er runzelte die Brauen. Wie er so da stand und aus dem Fenster blickte, sah man in ihm den Zorn gegen diese wohlgenährten Männer zu regen.

„Die Tagediebe!“ stieß er hervor und spuckte weit von sich in eine Roggenarbe hinein, wo die braune Flüssigkeit wie ein langer Faden an den steifen Strohhalmen hängen blieb.

Und dann standen sie da und tranken aus ihren Flaschen und lachten, standen so ruhig, als wären sie daheim auf ihrem eigenen Grund und Boden. Da kamen sie angezogen mit ihren Schießgewehren und umherstreifenden Hunden, die die Schafe erschreckten, so daß sie nach allen Seiten auseinanderstoben, fielen prächtig in das Eigentum des Nächsten ein, als ob die ganze Welt ihnen gehöre! — Und das ohne Erlaubnis, ohne ein einziges Wort! . . . Aber sie sollten meiner Seel Respekt lernen!

Er bürtete die Strohstücke ab, die sich in den rauhen Wollfasern seines geflickten Anzuges festgesetzt hatten und schritt hinaus. Alle blickten nach dem Hause hin, von woher Anders auf sie zukam mit schweren Schritten und der etwas vornübergebeugten Gestalt.

Vor der Jagdgesellschaft hielt er an, bohrte die Daumen in die Aermelllöcher der Weste und richtete sich auf: „Wer hat Euch erlaubt, hier auf meinem Eigentum zu jagen?“

Die Worte fielen schnell und scharf, wie eine Peitschenschmür, die die Luft durchschneidet. Es entstand ein kurzes, peinliches Stillschweigen in dem vorher so lebhaften Kreis. Anders hatte ohne Zweifel die Oberhand.

Aber es dauerte nur kurze Zeit. Auf ihren Höfen daheim hatten doch diese Männer ganze Schränke voll ererbten Silberzeugs und besaßen viele Tonnen Land, und er war doch nichts weiter als Anders Krage aus dem Rätnerhäuschen. Diese Gewißheit erfüllte ihre Seele mit innigem Wohlbehagen und leuchtete Anders entgegen aus den vielen Augenpaaren, die sich ihm zuwandten.

Michel Peter, der ein sehr beleibter Mann war, schob den Patronengürtel zurecht und sagte mit seiner trägen Stimme, deren Näseln komisch witzte: „Du bist wohl bange, Anders, daß wir Deinen Klee niedertreten — he!“

Die Gesellschaft lachte laut und spöttisch.

Anders antwortete scharf und mit leicht vibrierender Stimme: „Ich bin es wohl, der hier die Steuern zu bezahlen hat!“

Seine Worte reizten sie zu neuem Gelächter, denn Anders Frage hatte keinen Platz so unglaublich weit unten auf der Steuerliste.

An dem Brustspiel der Wangen und Schläfen unter der Haut sah man deutlich, wie Anders mit den Zähnen knirschte und seine Augen hatten einen stehenden Glanz, als er der Gesellschaft entgegenrief: „Macht, daß Ihr fortkommt, Ihr Affen! Ihr naseweisen Burtschen! Und wenn Ihr Euch noch mal hier bliden laßt, dann werdet Ihr meiner Seel die Folgen zu tragen haben!“

Damit entfernte er sich eiligst, als fürchte er ganz und gar die Herrschaft über sich selbst zu verlieren.

Doch lautes Gelächter schallte hinter ihm her. Und was ihm vorhin aus ihren Augen entgegengeleuchtet hatte, ward durch dieses Lachen bekräftigt.

Und Anders Frage setzte sich in seiner Scheune hin, laute an einem Strohalm und sann darüber nach, wach große Macht es doch verleihe, eine lange Reihe von Vorfahren zu haben und auf gutem, altem, bebautem Grund und Boden zu sitzen, wo Wohlstand und Ansehen sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbten.

Sein Antlitz verzog sich schmerzlich. Wie er so dasah und nachdachte, hatte es den Anschein, als seien all die höhnischen Blicke zu Stacheln geworden, die in sein Inneres gedrungen wären und saßen nun dort und bohrt sich tiefer und immer tiefer hinein und als töne das Lachen noch unablässig vor seinen Ohren.

So sah er lange.

Das Licht brannte. Anders, die Frau und eine erwachsene Tochter saßen am Tisch vor einer Pfanne mit Kartoffeln und Rübenmus, jeder mit einem Holzlöffel versehen. Aber es herrschte ein bedrücktes Schweigen, und die Frauen schauten verstohlen zu dem Mann hinüber, von dem die trübe Stimmung ausging.

„Was war das, was ich vorhin im Brauhause klappern hörte?“ fragte endlich Anders in einem Ton, als gälte es ein Verhör abzuhalten.

Die Tochter blickte vor sich nieder auf den Tisch. Die Frau ward unruhig, pustete auf den Löffel, als sei das Rus plötzlich zu heiß geworden und stopfte erregt ihr ungetämmtes Haar unter die baumwollene Haube.

„Nun?“ fragte er etwas lauter und sah die Frau mit einem Blick an, dem sie nicht ausweichen konnte.

Sie mußte bekennen, daß der neue, stählerne Kochtopf ihr aus den Händen gegliiten sei. „Aber er hätte schon lange einen Riß gehabt,“ fügte sie hinzu.

„Wenn nicht einmal Eisen und Stahl halten, dann weiß ich mir keinen Rat mehr. . . So, er hat also schon lange einen Riß gehabt, — hm!“ stieß er hervor.

Nach der Abendmahlzeit ergriffen Kjesten und Marie ihre Spinnrocken und Kardätschen, doch Anders ließ seine Weidenruten und Strohbänder unberührt liegen und ging sofort zu Bett.

Und als er am nächsten Morgen — nachdem die Tiere zum erstenmal versorgt waren — wiederum zu Bett ging, da mußte Kjesten Bescheid, nämlich, daß er nun ein paar Tage in den Kissen zubringen werde, ohne auch nur ein Wort zu reden.

Sie schritt vorsichtig durchs Zimmer, als sei Anders wirklich krank, schob den Bettvorhang etwas beiseite und sagte in bedauerndem Ton: „Soll ich Dir nicht ein gutes Stück Brot zum Frühstück bringen, Vater? — Vielleicht mit Kollwurst, Anders, wie?“

Aber er sah sie an mit ein Paar Augen, als wolle er sie verschlingen, sagte kein Wort und kehrte sich der Wand zu, daß es im Bette frachtete.

Kjesten strich trotzdem das Frühstücksbrot und stellte es mit samt einem Kräuterbittern auf einen Stuhl. Darauf ging sie hinaus auf die Bordiele und sagte zur Tochter, daß Anders wohl den Tag über liegen bleiben werde, und es daher wohl das Beste sei, daß sie, Marie, zum Höler laufe, um etwas Kaffee und derlei Kleinigkeiten zu holen.

Uebrigens sah sie recht vergnügt dabei aus. Kjesten Frage kannte ja ihren alten Anders ganz genau. Sie wußte, daß er wieder aufstehen und vergnügt an seine Arbeit gehen werde, wenn er eine Beilang in Einsamkeit, Ruhe, Dunkelheit und lautloser Stille hinter den Bettvorhang zugebracht hatte.

Jeder Mensch hat ja so seine Gewohnheiten.

II.

Im Rätnerhause saß Anders direkt vor dem Fenster, im Begriffe, seine Mittagsmahlzeit zu halten. Es war ein grauer Herbsttag, nur ein mattes Licht fiel auf Anders großzügiges Antlitz, und Kjesten, die im Hintergrund des Zimmers stand, war eingehüllt in eine vom Kachelofen kommende Dampfwolke, die aus einer prasselnden, zischenden Pfanne emporstieg.

Er sah mit seinem Taschmesser in der Hand und wartete auf das Essen, wobei er auf den spinatgrünen Stern starrte, mit dem der Boden des glasierten Lehmteilers verziert war.

„Es ist nur etwas Bratwurst, Anders,“ sagte Kjesten und kam näher.

Er lächelte der braunen Wurst zu, die zusammengerollt in der Pfanne lag und prasselte.

Nachdem er eine Weile gegessen hatte, meinte sie in bedeutungsvollem Ton: „Ja, Bratwurst, — das ist ja Dein Leibgericht, Anders?“

Er hielt plötzlich im Rauem inne. Es schien ihm etwas einzu-

fallen. Darauf sandte er ihr einen schiefen Seitenblick zu, wie um ihre Gedanken zu erforschen.

„Wir sind nun nicht mehr jung, Anders!“ meinte sie nach einer Weile wieder.

„Nei—n,“ antwortete er zögernd, als fürchte er in irgend eine Falle gelockt zu werden, „so ganz jung, das sind wir nicht mehr!“

Es entstand eine Pause, während der man nur Anders essen und Kjesten am Ofen herumhantieren hörte. Die beiden waren allein im Zimmer.

„Und Marie ist ja auch kein Kind mehr!“ begann die Frau von neuem.

„Sie wird ja älter von Tag zu Tag!“

„Komm her, ich will Dir frisches Bier zapfen, Vater,“ rief sie, als sie ihn nach dem Tringefäß greifen sah.

Nach ihrer Rückkehr setzte sie sich auf den äußersten Rand des Schemels und sagte schelmisch: „Wir beide sind doch auch einmal jung gewesen, Anders!“

„Das sind wir weiß Gott, Kjesten!“ antwortete er freundlich und nahm einen tüchtigen Schluck.

„Und unsere Marie hat doch Gefühl wie alle anderen Leute!“

„Das wird sie wohl haben!“ Er wuschte sich langsam die Finger an den Aermeln seiner Lederjoppe ab und rülpste laut nach der fetten Wurst. Dann lehnte er sich zurück, zog die Tabaksdose aus der Tasche, schüttelte sie und entnahm ihr mit zwei Fingern ein passendes Stück Kautabak. Nachdem dieses mit Hilfe der Zunge auf den gewohnten Platz im Munde gelangt war, sagte er: „Hat sie einen Schach gekriegt, das Mädel?“

„Ja, er dient in Torup und soll zu der Branderischen Familie hier im Weiten der Lendumer Dünen gehören.“

„Dah!“ Anders spuckte in weitem Bogen mitten auf den Fußboden.

„Viel wird wohl nicht an ihm sein. — Wenn er nur wenigstens keiner von diesen neumodischen Affen ist!“

„Sie sind ja schon mehrere Jahre gut Freund gewesen und möchten jetzt gerne bald zusammenkommen!“

„Na, erit wollen wir uns den Burtschen doch mal ansehen!“ Anders machte eine ungeduldige Bewegung.

„Es soll ein Prachtkerl sein,“ sagte Marie.

„Und ich will meiner Seel den Burtschen erst sehen, sage ich!“ Er stand auf. „Denn es wird auf alle Fälle ein Mensch werden, mit dem Du und ich zu tun haben werden, solange wir leben!“

(Fortsetzung folgt.)

## Pädagogik, Philosophie und Technik.

Wer die Geschichte der menschlichen Wissenschaften nur einigermaßen kennt, der weiß, daß es im Anfange nur eine einzige Wissenschaft gegeben hat, die sogenannte Theologie. Von den Naturwissenschaften, die sich erst ziemlich spät der theologischen Leitung entwunden haben, ganz zu schweigen, — auch die technischen Wissenschaften sind ursprünglich ein Glied der Theologie gewesen. Die Geschichte der Wissenschaften ist eigentlich nichts als die Geschichte der Befreiung und Loslösung der einzelnen Wissenschaften aus den Banden der Theologie. Von einer wissenschaftlichen Philosophie z. B. können wir erst reden, seitdem die Philosophie „gottlos“ geworden ist, d. h. seitdem sie den Gottesbegriff als die erste Voraussetzung ihrer gesamten Denkarbeiten aufgegeben hat. Und auch die Sprachwissenschaft, die Philologie, ist erst zum Selbstbewußtsein gekommen, als sie sich entschloß, etwas anderes als eine „Magd“ der Theologie zu sein.

Nachdem im Zeitalter der Aufklärung der alles beherrschende Einfluß der Theologie gebrochen war, zeigte es sich, daß doch die Philosophie nicht imstande war, sich in richtiger Selbsterkenntnis auf diejenigen Gebiete der Erkenntnis zu beschränken, die wissenschaftlicher Fassungskraft zugänglich waren. Vielmehr machte sie sich in kühner Ueberhebung an, Fragen zu beantworten und Rätsel zu lösen, die entweder gar nicht in ihr Gebiet gehörten oder außerhalb des Gebietes menschlicher Erkenntnis überhaupt liegen. Mit anderen Worten: die Philosophie wiederholte in gewisser Weise die alten Unarten der Theologie. Sie sah sich für die alles beherrschende, alles wissende Mutter der Wissenschaften an und merkte — gleich jener Senne, die Enteneier ausgebrütet hatte — gar nicht, wie verschiedene ihrer Töchter, die sie zu beherrschen meinte, längst ihr entflohen waren und sich aus eigener Kraft und nach eigenem Ermessen auf dem großen Ententeide der Philosophie tummelten.

Zu solchen Töchtern gehörten die Psychologie und die Soziologie. Die Psychologie ist eine rein naturwissenschaftliche Untersuchung der seelischen Vorgänge. In außerdeutschen Ländern ist sie auch äußerlich von der Philosophie getrennt. Der Lehrstuhl der Philosophie hat doch nichts mit dem für Psychologie zu tun. Bei uns beginnt dieser Gedanke sich erst allmählich Bahn zu brechen. Auch eine besondere Soziologie gab es vor fünfzig Jahren noch nicht. Der Philosoph, der Ethiker, hatte über die Probleme des sozialen Lebens wissenschaftlich abzurteilen. Der wissenschaftliche Entwicklungsengang von Karl Marx zeigt uns in typischer Weise, wie sich aus der philosophischen Arbeit allmählich die soziologische als eine selbständige löst. Auch für dieses Forschungsgebiet gibt es bei uns in Deutschland noch keine schulmäßige Vertretung. Ent-

weder der Nationalökonom oder aber, wie in den meisten Fällen, der Philosoph muß hier einspringen.

Wir möchten nun in diesem Zusammenhang auf eine andere Disziplin der Wissenschaft aufmerksam machen, deren Aschenbrödelstellung schon oft betont ist, wir meinen die Pädagogik. Sie hat genau dieselbe Laufbahn durchgemacht wie ihre obengenannten wissenschaftlichen Schwestern. Zuerst war sie ein Anhängel der Theologie, nachher ein solches der Philosophie. Beides ist ihr ansehnlich übel bekommen. Denn während Soziologie und Psychologie in dem letzten Jahrzehnt — wenn auch sozusagen inoffiziell — einen gewaltigen Aufschwung nahmen, krüppelt die Pädagogik nicht nur an den deutschen Hochschulen ein kümmerliches Dasein. Sie liegt noch völlig in den Banden der Philosophie. Wo überhaupt Pädagogik getrieben wird, da nur als ein Stück der Philosophie. Die Geschichte der Wissenschaft aber hat uns gezeigt, daß eine bestimmte Disziplin der Wissenschaft genau so wie die Wissenschaft überhaupt und schließlich auch der Mensch nur dann gedeihen kann, wenn sie frei ist. Die Pädagogik muß sich also vor allen Dingen als etwas Selbständiges und Eigenartiges gegenüber der Philosophie fühlen und abgrenzen. Niemals hat sie dazu mehr Grund und Recht gehabt als heute. Wir befinden uns mitten im Kampf um neue Ziele, neue Wege in der Erziehung. Uns genügt nicht mehr das alte Bildungsideal, weder das der Antike noch das des französischen Gesellschaftsalons oder des Neuhumanismus. Auch die „sittlich-religiöse“ Bildung als Endziel der Erziehung, von der im salbungsvollen Pastortone die gangbaren Lehrbücher der Erziehungsweisheit schwärmen, scheint uns mit achtjähriger Arbeit zu teuer erkauft. Immer mehr dringt demgegenüber das Erziehungsideal der sozialistischen Arbeitsgemeinschaft durch.

Ein Wiener Gelehrter, Herr Dr. Hans Kleinpeter, hat die Frage so gestellt: „Wo war und wo ist die akademische Pädagogik in den ereignisreichen Kämpfen der Gegenwart? Wie stellt sie sich an dem heutigen bedeutungsvollen Wendepunkt in der ganzen Geschichte des Erziehungswesens? Macht sie etwa Geschichte? Von allen ihren Namen wird auf die Nachwelt kaum mehr als der Paulsen's kommen. Und auch der war nicht einer der Führenden. Es ist ungefähr so wie einstens in der Naturwissenschaft, als ein Leibniz es noch für entehrend gehalten hätte, einen akademischen Lehrstuhl einzunehmen. Otto von Guericke, Newton, Faraday, J. M. Mayer, Joule und Darwin standen dem Katheder fern. Heute erfolgt jedoch die Wehrung der Naturwissenschaft fast ausschließlich durch ihre Vertreter an den Hochschulen.“ Dagegen in der Pädagogik? Innerhalb der letzten Jahre ist so etwas wie eine neue Pädagogik geschaffen worden. Die offiziellen Vertreter der Pädagogik auf akademischen Lehrstühlen haben sich mit einer einzigen Ausnahme nicht daran beteiligt.

Es ist höchst interessant, sich an der Hand des allgemeinen deutschen Vorlesungsverzeichnisses über die Zahl der deutschen akademischen Pädagogen überhaupt zu orientieren. Da sieht man z. B., daß die meisten deutschen Hochschulen überhaupt keinen speziellen Vertreter für Pädagogik haben. Alle Schulamtskandidaten von Schleswig-Holstein z. B., die kein Geld haben, an einer anderen als ihrer eigenen Landesuniversität Kiel zu studieren, haben keine Gelegenheit, ein Kolleg über Pädagogik zu hören, es sei denn, sie gingen zu dem dortigen Theologen. Aber auch diejenigen Philosophen, die sich um Pädagogik bemühen, können dies doch nur ab und zu. Selbst an der pädagogisch vorgekürtesten deutschen Universität Marburg konnte man vor einiger Zeit noch höchstens alle drei Semester etwas über Pädagogik hören. Den einzigen direkten Lehrstuhl für Pädagogik gibt es in Deutschland an der Universität Jena, also außerhalb Preußens. In Bayern ist die Pädagogik mit der Philosophie verbunden, ein berechtetes Zeichen der längst vergangenen Zeit, da man alle Bildung für Sprachbildung hielt und sich mit dem Auswendiglernen aller möglichen und unmöglichen antiken Gedichte glaubte wer weiß was für eine antike Bildung angeeignet zu haben. Mit Recht erinnert Kleinpeter bei solchen Zuständen an die altpreussischen Verhältnisse, bei denen ein Professor in dem einen Semester Physik las und in dem anderen Hebräisch, weil dies besser bezahlt wurde.

Wie hat eine Reform der Pädagogik zu geschehen? Nach Kleinpeter dadurch, daß die Pädagogik mehr wie bisher als Technik angesehen wird. Zweifellos ein Gedanke von weittragender Bedeutung. Die Pädagogik ist nicht nur die Lehre von einem sozialen Ziele, sondern auch die Lehre davon, wie dieses Ziel erreicht wird. Sie ist also in diesem Sinne ganz sicher eine Kunstlehre, d. h. eine technische Disziplin. Als solche hat sie sich alle Hilfsmittel zu eigen zu machen, d. h. ebenso wie die natürliche Technik sich ausbaut auf den durch die Naturwissenschaften festgestellten Gesetzen, so muß auch die Pädagogik als Technik ausgehen von den durch die Psychologie festgelegten Gesetzen menschlichen Seelenlebens. Das ist zwar eine alte Binsenwahrheit, aber bei sehr vielen Pädagogen, und gerade denen, die die Worte Psychologie und psychologisch ewig im Munde führen, ist dies ewige Neben nichts als ein Verbeden der Tatsache, daß sie selber verteuft wenig von der Psychologie verstehen. Eine wissenschaftliche Pädagogik verlangt also von ihren Schülern vor allem ein reichliches Maß psychologischer Ausbildung. Einzig in der Schule der Naturwissenschaft lernen wir jene Kunst des Beobachtens, die im Umgang mit Kindern von so großem Nutzen ist. Aber die sogenannte experimentelle Psychologie tut's nicht allein. Es sind Ansätze zu einer beschreibenden Kinderpsychologie

vorhanden. Wir erinnern an das vor einiger Zeit hier von uns besprochene Büchlein über die Stellung des Kindes zur Gottesidee.

Aber ist die Pädagogik genügend definiert, wenn man sie als eine Technik definiert? Ganz und gar nicht. Vielmehr die Hauptsache aller Pädagogik hat mit dieser Definition gar nichts zu tun. Die Technik gibt die Mittel an, wie ein bestimmtes Ziel zu erreichen ist. Ueber die Angemessenheit dieses Zieles selber hat sie nicht zu befinden. Erst indem die Pädagogik in ein richtiges Verhältnis zur Sozialphilosophie gestellt wird, erst wenn sie als Stück einer wissenschaftlich begründeten Politik erkannt wird, erst dann kann von einer wirklichen Pädagogik die Rede sein.

Jede Zeit entwickelt aus sich heraus ihre Bedürfnisse sowohl als ihre Ideale. Und meistens sind beide nur verschiedene Formulierungen für dieselbe soziale Tatsache. Die Pädagogik, sofern sie mehr ist als Technik, ist eine Wissenschaft von sozialen Zwecken. Was die Beobachtung des Ökonomen und Historikers uns als vor unseren Augen werdende Wirklichkeit darstellt, das wird für die Zweckwissenschaft des Pädagogen wie des Politikers überhaupt nichts anderes als — letzter Zweck oder Idee. Ohne die Idee des letzten Zweckes gibt es keine Pädagogik. Und der letzte Zweck aller Pädagogik kann nur die Idee der sozialistischen Arbeitsgemeinschaft sein.

## Kleines feuilleton.

### Physiologisches.

Die Psychologie des Schlafes. Die Wissenschaft vom Schlaf steht noch in den Säuglingsjahren, der größte Teil ihrer interessantesten Probleme harret noch der Entschleierung, wie von den hervorragenden Physiologen und Psychologen zugegeben wird. Sogar die Grundbegriffe vom Wesen des Schlafes sind noch nicht sichergestellt. So werden in den meisten Betrachtungen über den Schlaf, wie der Hamburger Nervenarzt Dr. Trömmer hervorhebt, Schlafbedingungen mit Schlafursachen verwechselt. Ermüdung ruft den Schlaf hervor und beeinflusst seine Tiefe, aber ebenso gewiß erscheint es, daß der Schlaf nicht selbst Ermüdung ist, denn es schlafen z. B. Säuglinge fast den ganzen Tag, obwohl sie keine Gelegenheit zur Ermüdung haben. Es folgt auch der Schlaf der alten Leute, die z. T. das ruhigste Dasein haben, durchaus den Regeln der Gesundheit. Bei Gesunden pflegt langes und häufiges Schlafen das Schlafbedürfnis zu steigern, wie es andererseits rastlose Arbeiter gibt, die sich trotz ununterbrochener Tagesarbeit auf ein sehr geringes Schlafbedürfnis trainiert haben. Bei nervös Veranlagten bewirkt Uebermüdung meist Schlaflosigkeit. Auch spricht die Form des Einschlafens dagegen, daß der Schlaf selbst Ermüdung ist, denn jede Hirnermüdung pflegt sich langsam zu entwickeln. Das Einschlafen geschieht jedoch bei Gesunden rapide, mitunter in wenigen Sekunden. Wenn Tagesarbeit und Mühe den Organismus ermüdet haben, ruft die Schlaflosigkeit ein „Galt“ zu, es tritt das Einschlafen ein, dessen Wesen im wesentlichen auf Hemmung der Hirnfunktion beruht, eine Hemmung, die um so energischer einsetzt, je gesunder der Körper ist. Ransen schlief auf Schneeschuhen, Napoleon auf dem Schlachtfelde von Apern, Lessing konnte schlafen, wann er wollte.

### Medizinisches.

Die Zahl der ärztlich Behandelten unter den Gestorbenen. In Bayern und Baden werden seit vielen Jahren statistische Aufzeichnungen darüber gemacht, wie viele von Gestorbenen in ärztlicher Behandlung gestanden haben. 1906 waren dies in Bayern 68,10 Proz. gegen 52,2 Proz. in den Jahren 1876—1880, in Baden 1908 75,2 Proz. gegen 71 Proz. im Jahre 1899. Demnach sind die Verhältnisse in Baden günstiger als in Bayern; in beiden Ländern ist die Zahl der ärztlich Behandelten in der Zunahme begriffen, was vom kulturellen Standpunkt durchaus zu begrüßen ist. Dr. A. Fischer-Karlsruhe weist außerdem mit Recht darauf hin, wie in den Fällen, wo die ärztliche Behandlung fehlt, zumal dann, wenn auch die Leichenschau in Händen von Laien sich befindet, Verbrechen leicht verborgen bleiben können und der Ausbreitung der Seuchen Tür und Tor geöffnet sind. Recht bemerkenswerte Ergebnisse erhält man auch, wenn man die ärztliche Behandlung der Verstorbenen mit Bezug auf ihr Lebensalter ins Auge faßt. Man findet dann, daß die ärztliche Behandlung am meisten gang und gäbe ist in den mittleren Altersklassen, am wenigsten im Säuglings- und Kindesalter und dann wieder im Greisenalter. Die Zahlen weisen hier auf die Brutalität hin, die sich darin äußert, daß das Kindesalter und das Greisenalter als die am wenigsten produktiven Altersklassen so gering in ihrem Wert eingeschätzt werden, daß man nicht einmal für nötig hält, Kosten für ärztliche Behandlung für sie zu riskieren. In den Städten wird die ärztliche Behandlung häufiger in Anspruch genommen als auf dem Lande, was mit der leichteren Erreichung ärztlicher Hilfe im Zusammenhang steht. Bei Frauen wird bei schwereren Krankheiten in Baden der Arzt häufiger geholt als bei Männern, während man eigentlich das Gegenteil erwarten sollte. Bei den Entwidlungskrankheiten und den Krankheiten der Verdauungsorgane wird der Arzt weniger in Anspruch genommen als bei den Infektionskrankheiten und bei Krankheiten der Atmungsorgane, jedenfalls weil die Bevölkerung erstere Krankheiten für leichter hält und daher eher eine Naturheilung erwartet.